

Die Tage der Rosen.

Stizze aus dem Leben von Rubens.

Von C. Gerhards.

Noch sind die Tage der Rosen.

Der 29. Juni des Jahres 1629 ging zur Rüste. Schon verflindeten mächtige Klänge von der Domkirche St. Gudula in Brüssel die sechste Stunde; mit goldenem Lichte überfluthete die Sonne die schöne, alte Stadt mit ihren stolzen Palästen und hohen Häusern.

Während die Zimmer in traumhafter Stille dalagen, ging es in dem Atelier um so lebhafter zu. Jehn Jungling in dem phantastischen Maler-Gemach jener Zeit waren beschäftigt, ihrer Kunst zu huldigen. Sie standen oder saßen vor ihren Staffeleien, um die letzten Pinselstriche an halb vollendeten Gemälden zu thun, die ein Größerer als sie entworfen. Es war der damals schon hochberühmte Meister Peter Paul Rubens, an dem sie alle mit warmer Verehrung und Bewunderung hingen. Augenblicklich war er abwesend und die jungen Leute plauderten während der Arbeit von der sonnigen Gegenwart und von der Zukunft, von der jeder Ruhm und Ehre erwartete.

Plötzlich wurde der eine von ihnen, Philipp Jourment, von der Haushälterin benachrichtigt, daß seine Schwester gekommen sei, um ihm einen Auftrag auszurichten.

„Ah, die schöne Helene!“ riefen alle entzückt. „Bitte, laß sie eintreten.“

„Nein, nein,“ wehrte Philipp lächelnd, „mein schüchternes Schwesterchen paßt nicht zu Euch.“

Im Vorzimmer zur Rechten trat er seine junge, liebende Schwester, die ihn nach Erledigung ihres Auftrages fragte, ob sie nicht die Prunk-Zimmer beschaun dürfe.

„Meinetwegen, wenn Du Lust hast, Kleine. Doch ich habe noch zu schaffen; darum laß sie!“

Er küßte sie flüchtig und ging. Helene schritt von einem Raum in den andern, aber nicht die kostbaren Möbel fesselten ihren Blick, sondern die zahlreichen Gemälde an den Wänden. Mit andächtigem Betrachtung schaute sie hier auf die Mutter Gottes mit dem Jesusknaben im Arme, dort mit tiefer Aufmerksamkeit auf die Lebensgestalt des Erlösers; hier konnte sich ihr trunkenes Auge kaum fast sehen an einem herrlich gemalten Jense, dort entglitt ihren Lippen ein entzückter Laut, als sie eine Gruppe von vier reizenden gemalten Kindern bemerkte. Sie besah Kunstverständniß genug, um den hohen Werth dieser Meisterwerke zu erkennen, und im Anschauen verlor sie die verrinnende Zeit. Ermüdet setzte sie sich nieder und heftete ihre Blick auf das Bildniß einer wunderschönen Frau. Helene wußte wohl, wer sie war, deren dunkle Augen so strahlend blickten.

Sie hatte sie ja oft durch die Straßen Brüssels fahren sehen, die stolze Isabella, die Gemahlin des Königl., die aber nun schon seit drei Jahren den ewigen Schlummer schlief. Ein Kranz von blassen Rosen umgab das farbenglühende Gemälde, und Rosen dufteten zu seinen Füßen.

Während Helene sah und sann, hob sich leise die Portiere und in ihren Falten stand der Besitzer dieses schönen Heims, Peter Paul Rubens. Er befand sich bereits auf der Mittagshöhe des Lebens, aber man merkte dieses weder seiner stattlichen Figur, noch dem dunklen Haar, das kein Silberfäden zeigte, noch den blühenden feurigen Augen an. Ein schwarzes, reich verziertes Sammtmäntel umschloß seine kräftige Gestalt; den großen Schlapphut hielt er lässig in der Hand, während er mit Entzücken das anmutige Mädchen betrachtete.

Nun trat er näher; Helene fuhr jäh empor, dunkle Gluth überzog ihr reizendes Antlitz, und sie stammelte in ängstlicher Verlegenheit Worte der Entschuldigung.

„D, sag nichts dergleichen,“ unterbrach er sie. „Wie ein helles Wunder erschient ihr mir. Nun aber sagt, wie Ihr heißt, sonst müßt ich glauben, Ihr wäret ein niedlich Fischen, das mir bald entweichen wird.“

„Ich bin Helene Fourment, Eure Schüler Schwester, und kam, um ihm einen Auftrag des Vaters auszurichten.“

„Benedictener Philipp, doch eine Schwester zu besitzen! Doch verweilt nicht ein wenig. Seht, ich feiere heute meinen Geburtstag. Ein!“ — und nun überzog eine Wolke der Scherzhaftigkeit seine hohe Stirne. — „einfach, als Isabella, meine Gemahlin, noch lebte, war der 29. Juni für mich ein glücklicher Tag. Sie liebte vor allen Blumen die Rosen, und sie war es, die mich dann mit Rosen überschüttete. Auch heute hat man mir Rosen dargebracht, aber sie entbehren des Reizes für mich, da sie mir nicht von lieber Hand gebracht sind. Doch die Knospe, die Ihr als ein Bild Eurer lachenden Jugend im Mieder habt, wünsche ich mir wohl; wollt Ihr sie mir geben?“

Schweigend lächelte Helene die Rose und schied sie ihm mit bebender Hand. „Ich danke Euch, Helene. Ihr habt

dem alten, einsamen Manne eine große Freude bereitet.“

„Ihr alt? O Meister, Ihr scherzt!“

„Nein, glaubt es mir, Kind, ich bin zweiundfünfzig Jahre alt.“

„Was bedeutet die Jahre?“ rief sie, alle Scheu vergebend, aus. „Eure Kunst wird Euch ewig jung erhalten!“

Sie sah hinreichend schön aus, als sie diese Worte rief, und ihn überzudte es mit jäher Flamme.

„Ja, Helene, Ihr habt Recht, sie ist ein Zauberborn, aus dem man ewige Jugend trinkt. Und ich fühle es an meines Herzens Schlag, daß ich noch jung genug bin, um glücklich zu sein!“

Sie wardte sich zum Gehen. „Lebt wohl, Helene, aber wenn Ihr die Kunst liebt, so kehrt wieder, um zu sehen, was ich schaffe. Ihr sollt mir stets willkommen sein!“

Und sie kam wieder, die schöne Helene Fourment, zuweilen in Begleitung ihrer Mutter, zuweilen auch allein.

Anfangs hatte sie noch eine gewisse Scheu vor dem Meister; diese verlor sich aber bald. Wie ein verkörperter Sonnenstrahl glitt sie durch die weiten Räume, oder sie schmeigte sich tief in einen bequemen Sessel, schaute zu, wenn Rubens malte, und lauschte träumerisch seinen Erzählungen.

D, und wie konnte er erzählen, der kluge, weitgereiste Mann, der in Italien, Deutschland und Frankreich Jahre seines Lebens zugebracht!

Das Mädchen, dessen Wangen immer heißer erglühten beim athemlosen Lauschen, sah vor seinem geistigen Auge die Wunder der herrlichen Roma, die Vorberühme und Palmengärten jenes gesegneten Landes ewiger Schönheit erblenden; es folgte dem Meister an den glänzenden Hof der Königin-Wittve von Frankreich, Maria von Medici und die Bewunderung für den Mann, der sich so gewandt in diesen hohen Kreisen bewegte, dem man diplomatische Missionen anvertraut, der durch seine Kunst den Fürsten ebenbürtig geworden war, erfüllte immer mehr ihr junges Herz.

Oft war Helene ungeheurer Zeugin, wenn die vornehmsten Brüsseler und durchreisende auswärtige Fürsten Peter Rubens besuchten. Mit welcher Ehrerbietung behandelten sie ihn alle, wie viel Lob spendeten sie seinen Schöpfungen und wie verstand er es wiederum, mit jedem in der angemessenen Weise, und mit jeglichem in dessen Muttersprache zu reden; wie prüfte seine Unterhaltung von Geist und Witz, und wie vollendet waren seine Formen.

Rehrte er darauf zurück in sein Privat-Atelier, so plauderte er aber eben so lebhaft mit Helene, so daß diese sich heimlich fragte: „Was hat er nur an dem einfachen Mädchen?“

Einmal sagte er: „Wie denkt Ihr Euch Eure Zukunft, Helene? Was träumt Ihr von der kommenden Zeit?“

Sie hob verwundert die Augen zu ihm empor. „Meine Zukunft? Ach, Herz, die ist mir klar vorgezeichnet. Wenn Jan Haesten, Euer Schüler, seine Lehrgelt beendigt haben wird, dann werden wir uns heirathen.“

„Ihr werdet Jan Haesten heirathen? Liebt Ihr ihn denn?“

„Gewiß? Gewiß, er ist ja mein Weiter!“

Da erschien ein weiches Lächeln auf seinen Zügen.

„Ihr seid noch ein ganzes Kind, Helene; doch freilich, Ihr häßt erit sechzehn Jahre, wie könnt's da anders sein? Die Aelteren haben Euch wohl Jan Haesten zum Manne bestimmt?“

Sie nickte und hob die Stirn, die ihre entfallenen, vom Leppich. Da blickte sie ihre Hände festgehalten, und Rubens bat eindringlich: „Helene, gelobt mir, Jan Haesten nur dann zu heirathen, wenn Ihr fühlt, daß Ihr ohne ihn nicht leben könnt. Glaubst mir, ein solches Gefühl ist zu einem Bunde für's Leben notwendig, denn die Ehe ist eine gar ernste Sache. Jetzt habt Ihr Haesten nur gerne, wie man einen Bruder liebt, doch es wird die Zeit kommen, in der Euer Herz ganz erfüllt sein wird von dem Bilde eines Einzigen, und ist dieser nicht Jan, so werdet nicht sein Weib. Wie Ihr wißt, geht er jetzt nach Italien; prüft Euch inzwischen, und wenn er heimkommt, gebt ihm die rechte Antwort. Wollt Ihr, Helene?“

Sie sah in eigenhümlicher Besonnenheit da, aber im Banne seiner ernsten, beschwörenden Worte sagte sie gehorsam: „Ich will thun, was Ihr es wünscht.“

Und der Sommer verging mit seiner Blütenpracht, der Herbst nahte und eines Tages erzählte Rubens, daß er bald nach London reisen müsse. Wieder war es eine diplomatische Mission, zu der man ihn ausziehen: er sollte zwischen Philipp IV. von Spanien und Karl I. von England den Frieden vermitteln.

„Ich werde lange fern bleiben, Helene,“ sagte er bewegt, „und in allem Glanz des höchsten Lebens wird mir meine kleine Freundin fehlen. Darum gestattet, daß ich Euch noch zuvor male, daß mich wenigstens Euer Bild begleite.“

Sie willigte erdöthend ein, und mit zauberhafter Schnelle erstand ihr goldbesetztes Köpfchen auf der Leinwand. — Erst nach Vollendung des Gemäldes durfte Helene vor dasselbe treten; in lüchem Schred stieß sie einen leisen Schrei aus. Ja, das war sie, wie der Spiegel sie täglich zeigte, und doch wieder eine Andere, Schöner, wie sie meinte; oder besah sie wirklich so

schimmerndes Haar, so leuchtende Augen, ein so feines Näschen, so garten Zeit, lag ein so liebliches Lächeln um ihren Mund? Sie stand zitternd vor ihrem Ebenbilde, aber der Meister verglich auch und rief endlich: „Helene, ich hab' meinen Pinsel in die schönsten, leuchtendsten Farben getaucht; aber Dein Engelsantlitz vermochte er doch nicht hervorzujaubern! Kind, Kind, wie werb' ich Dich entbehren! Geh' schnell, daß ich nicht schwach werde, besuche zuweilen das einfache Haus, und dann — denke an mich!“

Er riß sie stürmisch an sein Herz, und ein Kuß brannte auf ihren Lippen. Dann entloß sie wie ein geschuhtes Reh.

Bald ward es still im Rubenshaus. Der Meister war, begleitet von einigen Schülern und seiner Dienerschaft, nach London gereist, und andere Schüler, wie Philipp Jourment und Jan Haesten, waren schon vor ihm in den sonstigen Sünden gezogen. Nur die alte Haushälterin war geblieben und sorgte dafür, daß die Zimmer in gute Ordnung gesetzt wurden, damit ihr Herr Gebieter, der unerwartet zu kommen pflegte, sie stets zu seiner Aufnahme bereit fände.

Oft war auf ihrer Wanderung durch Haus und Garten Helene Fourment an ihrer Seite, Helene, die es mit gewaltigem Zauber immer wieder zu dieser Sättie zog. Aber das reizende Mädchenantlitz schien verändert, der lachende Ausdruck der großen, blauen Augensterne war einem ernsten, sinnenden Geviden; auch eilten die kleinen Führe nicht mehr so geschwinde von einem Gemach in das andere, sondern die Hand legte sich, wenn sie mit der braven Frau Hundem ein wenig plauderte, auf ein Bänchen zu Frühen eines Männerportraits — es war das Bild des fernem Freundes — und immerfort schaute sie in das lächne, stolze Antlitz, in die leuchtenden Augen, auf den Mund, der sie gelüßt! Wenn ihr diese Erinnerung kam, dann barg sie das erglühte Antlitz in den Händen und fragte sich mit moanigem Beben, warum ihr Herz seit jener Stunde oft so wild schlage und warum alle ihre Gedanken dem Meister nachzogen, der sich nun wohl mit vornehmen Damen am Hofe trefflich unterhalte und ihrer sicher längst vergessen. Dem ebenfalls fernem Vetter galt festsamweise ihr Gedanken nie, und doch hatte er zuweilen an die Aelteren geschrieben und dann viele Grüße an seine schöne Base befestigt.

In Einsamkeit verging dem Mädchen Herbst und Winter, und der Lenz kam, aber immer noch war keine Nachricht von der Heimkehr des Meisters eingetroffen. Helene hörte nur, daß er den Frieden zwischen den beiden Königen glücklich zum Abschluß gebracht, und daß ihm am Londoner Hofe grope Ehren erwiesen wurden.

Wieder war der 29. Juni gekommen, der Tag, an dem vor Jahresfrist Helene Rubens kennen gelernt. Als sie ihren häuslichen Pflichten genügt, eilte sie stüchtigen Fußes in das Rubenshaus, das heute, wenn auch sein Herz fehlte, doch geschmückt sein sollte. Und alle Rosen mußte der Garten hergeben, und nun ordneten Helensens geschickte Hände sie in den Schalen und Vasen. Dann wollte sie den üblichen Rosenkranz um Frau Isabellas Bild legen, doch bei der Arbeit zitterten ihre Finger und sie riß das Gewinde wieder herab, verband die duftenden Blüten mit grünen Lorbeerzweigen und schmückte damit jedes andere Gemälde, vor dem sie oft in Träumen gewollt.

Es vermochte sich selbst keine Rechenschaft von ihrem Thun zu geben, das Herz war ihr so schwer und bang, plötzlich hürrzten ihr die Thränen aus den Augen und sie barg das Gesicht in den Händen.

Der Ton einer hellen Stimme störte sie. „Um wen weinst Du, schönes Mädchen? Gelten mir Deine Thränen? Dann sollen sie gleich trocken. Schmelzer, als ich gelaubt, konnte ich heilnehmen. Meine Tante in Antwerpen ist gestorben, und die Erbschaft setzt uns in den Stand, uns sofort zu heirathen.“

Wie entgeistert starrte Helene den Vetter an.

„Woher kommst Du, fragte sie tonlos.“

„Nun, von Antwerpen,“ lachte er fröhlich; „als ich Dich nach meiner Ankunft bei den Eltern nicht fand, folgte ich Dir hierher. Und nun komm!“ — sei nicht spröde und gib mir den Brautkuß.“

Aber sie wich vor ihm zurück und flüsterte angstvoll:

„Nein, nein, Jan, es kann nicht sein; laß mich!“

„Was fällt Dir ein, Mädchen, Du bist ja meine Frau! — Du weißt es ja.“

Sie schüttelte schmerzlich das Köpfchen. „Deine Frau? — nein! Die Eltern wünschten, ich sollte es einst werden, doch, Jan, vergieh, ich kann es nicht. Ich liebe Dich nicht so, wie ich Dich lieben müßte, um Dein Weib zu werden.“

„Was redest Du für thörichtes und dummes Zeug!“ rief er zornig. „Die Liebe wird schon kommen; sei gut und werde mein!“

Sie wurde todenblaß, aber sie sagte fest: „Niemals!“

„Nun, wir werden daheim noch darüber sprechen, — Du wirst Dich besinnen.“

„Helene!“ tönte es voll und weich durch den stillen Raum. „Helene!“ Welch ein Klang voll Liebe und Glück! Träumte sie oder war es seine Stimme, die ihr, lang entbehret? Nein, nein, kein Traum, seltsame Wahrheit! Da stand Rubens unter dem Vorhang, noch im Reifsegebande; er breitete die Arme aus und sie flog hinein wie ein verschüchtertes Vögelchen und dudete es, daß er ihr Antlitz mit Küffen bedeckte.

„Weißt Du es denn nun, was lieben heißt?“

„Er nicht erglühend: „Ich wäre gestorben, hättest Du mich vergessen.“

„Und Du willst mein süßes, liebes Weib werden?“

„Bon Herzen gern!“

„Und fürchtest nicht das Alter, das mir bald naht?“

„Ich fürchte nichts, und weiß nur, daß ich Dich liebe.“

Da umschlang er sie jubelnd von Neuem und führte sie im Triumph durch das geschmückte Haus, dessen Herrin sie bald werden sollte.

„Mein Lieb', mein Lieb', wie schön ist das Leben, wie glücklich werden wir sein!“

Sie wurden in der That glücklich, diese beiden bevorzugten Menschen, die so verschiednen waren und doch eins in der Liebe. Im Sonnenschein dieser Ehe schuf Rubens noch viele Meisterwerke; immer war ihm die Arbeit eine Freude, doch wahre Feiertunden waren ihm die, in denen er sein schönes Weib malte. Er hat der Nachwelt manch' köstliches Bild hinterlassen, am holdseligsten aber erscheint uns Helene auf einem großen Gemälde an der Seite ihres stattlichen Gatten, mit liebevollem Blick ihr Vögelchen betrachtend. Man bemerkt nicht den großen Altersunterschied zwischen ihr und ihrem Gatten, denn man sieht es seinem stolzen, glücklichen Gesicht an, auch ihm war das Leben noch ein Sommertag, auch für ihn waren noch „die Tage der Rosen!“

Der Lohn des Sultans.

Von Jose Ghegarah. Einzig autorisirte deutsche Uebersetzung.

Was wir jetzt erzählen, das ist geschahen oder könnte doch geschahen sein vor langer Zeit, vor vielen Jahrhunderten. Es ist geschahen im fernem Argonlande, im geheimnißvollen Lande der Wundermärchen und Legenden. Alle außerordentlichen Begebenheiten müssen sich in grauer Vorzeit und fernem Landen zugetragen haben. Die Entfernungen der Zeit und des Raumes machen wahrscheinlich und poetisch, was sonst, in der Nähe beisehen, falsch und profanisch wäre. Wie viele Thäler bezaubert das Auge, wenn sie von hohem Berggipfel aus betrachtet werden, und wenn wir hinabsteigen und sie durchwandern, erscheinen sie uns häßlich, öde und unwirksam. Das Gras ist fahl, die Bäume sind verkrüppelt, der Boden ungesund, das Wasser trübe; die rauhe Wirklichkeit.

Aber von ferne schmelzen die Tinten ineinander, die Farben leuchten und sind harmonisch abgeblüht; das häßliche und Unansehnliche verschwindet, die rauhen Umrisse werden abgerundet, der Stoff vergeistigt sich gleichsam und aus der Mannigfaltigkeit ergibt sich die ästhetische Einheit. Deshalb muß alles von hohem Standpunkt aus betrachtet werden. Nun folgt meine Erzählung.

Es war einmal ein Sultan, ein Despot, ein Wütherrich, ein Wesen mit menschlicher Gestalt und dem Herzen einer wilden Bestie. Sein einziger Genuß war anderer Menschen Leiden.

Wenn in einem Andern die Nerven vor Schmerz bebten, zitterten die Seinen vor Lust. Wenn in Anderer Augen Thränen glänzten, umspielte sein Mund ein Lächeln. Der Todeskampf eines Menschen war für ihn wie ein Born neuer Lebenskraft.

Eines Tages ging der Sultan auf die Jagd und es geschah, daß er im Taumel seine Begleiter weit hinter sich ließ und im Walde irre ging. Ermüdet sank er am Fuße einer Felsfichte nieder und schlief ein. Lange blieb er so in tiefem Schlaf versunken, denn er gehörte nicht zu denen, die vor Gewissensbissen aufwachen. Solche Schwächlinge sind nur halben Bösewichters eigen, und er war ein ganzer.

Plötzlich wachte ihm ein Geräusch, ein Ruck. Als er vollständig wach geworden, sah er, daß eine der giftigsten Schlangen sich um seinen Leib wand. Der Biß dieser Schlange war tödtlich. Aber ein Mann hatte dem Reptil den Kopf abgehauen und so das Leben des Sultans gerettet. Jener Mann stand vor ihm, ein blutiges Messer in der Hand, und betrachtete schweigend die beiden Ungeheuer, Schlange und Sultan.

Jener Mann war ein wunderliches Wesen, abentheuerlich, abstoßend, sein Körper mißgestaltet: verkrümmte Gliedmaßen, Höder vorn und hinten, ungeheurer lange Arme. Er sah fast aus wie ein Riese, den ein herabstürzender Felsblod zermalmt und zerbrückt hatte, alle Glieder durcheinanderwerfend. Dagegen war der Kopf dieses Mannes wunderbar schön. Seine dunklen Augen blickten traurig drein, seine hohe, edelgeformte Stirn trug etwas Tragisches. Es war der Kopf eines Gottes auf dem Rumpf eines Teufels.

Der Sultan sah ihn einen Augenblick an und sagte scharf: „Ich verdanke Dir mein Leben.“

„Der Mann antwortete kalt: „Ja.“

„Weißt Du, wer ich bin?“

„Ja.“

„Du bist der Sultan, Dein Herr und Gebieter.“

„Jawohl.“

„Deshalb rettest Du mir das Leben?“

„Ja.“

„Du hast Deine Pflicht gethan. Man sieht, daß Du mich liebst und schädest.“

„Ich hasse Dich und verachte Dich.“

Der Sultan sprang auf; er schüttelte sich wie ein Tiger, warf die blutigen Reste der Schlange weit von sich und blickte den schlammigen Menschen mit Zorn und Erlaunen an, aber mehr mit Erstaunen als Zorn. Nie hatte er zu hören bekommen, was der ihm loben gesagt.

„Wenn es so ist, so möchte ich doch wissen, weshalb Du die Schlange getödtet hast?“

Der Mann antwortete: „Ich hasse und verachte Dich, weil Du ein grausamer Tyrann bist, aber ich hasse und verachte noch mehr die Menschheit, weil sie eben so grausam ist wie Du und dabei feige und niederträchtig. Ich rettete Dein Leben, weil Dein Tod für Deine Unterthanen eine große Freude wäre. Ich aber will, daß sie leiden, wie sie mich leiden gemacht haben. Du, foltere Männer, laß Thränen strömen und Blut, sei mein Rächer!“

Der Sultan schwieg wieder. Dann fragte er, mit einem Lächeln, um das ihm die Hölle hätte beneiden können: „Hast Du keine Freunde?“

„Nein.“

„Die Frauen lieben Dich nicht?“

„Sie spotten meiner.“

„Hast Du nie Mitleid eingelöst?“

„Nein.“

„Und Liebe auch nicht?“

„Nein, Liebe nie, nur Verachtung.“

„Wilst Du geliebt werden? Willst Du an Deiner Stirn Thränen der Liebe rieseln fühlen, um Deinen Hals weiche, weiße Frauenarme sich schlingen, Deine Ohren süße Liebesworte umschmeicheln fühlen? Willst Du das?“

Der Mann mit dem göttlichen Kopf und dem monströsen Körper erbeute und schloß die Augen, aber er antwortete nicht.

Der Sultan fuhr fort: „Weil Du mich beleidigt hast, verbietet Du den Tod, weil Du mein Lebenstetler bist, verbietet Du den höchsten Lohn. Ich aber bin langmüthig und gerecht.“ In diesem Augenblick verhielte eine schwarze Wolke die Sonne und ferne Donner rollte im Geflüst. Es war als ob die Natur ihr Angeischt verzehe und sich die Ohren zuhielte, um jenes gekrönte Ungeheuer nicht anzusehen, und sein Großhuhn mit edlen Gefüßeln nicht anzuhören.

Kurz darauf kamen des Sultans Leute herbei, und er befahl ihnen: „Bemüht Euch dieses Mannes, umwidet ihn sorgfältig mit der Leinwand meines Zeltes, so daß Niemand ihn sehe. Aber thut ihm nichts zu Leide. Man pade ihn auf einen Elefanten; dann laßt ihn nach dem Palast aufbrechen. Dieses Ungeheuer hat mir das Leben gerettet und ich will es belohnen. Aber sagt kein Wort von dem was Ihr gesehen und was ich Euch gesagt habe. Wenn das Geringste ausgeplaudert wird, seid Ihr Alle des Todes.“

Als die Nacht hereinbrach, erreichten der Sultan und sein Jagdbolde nebst Hundem, Perden und Elefanten die Stadt und zogen mit Höner- und Trompetenklang unter dem herrlichen Thorbogen in den Palast ein.

Die Nacht kam, lieblich und majestätisch. Das Firmament war tiefblau, der Mond silberhell; es funkelten die Sterne, die ewigen Blüten des Himmels. In einem der Gärten des Sultanpalastes wurde ein tiefes Grab gegraben und neben ihm hielten Soldaten den Mann fest, an dem der Herrscher seine Langmuth und seine Gerechtigkeit zeigen wollte.

Der Sultan sah kaltblütig dem Vorgang zu. Als das Grab tief genug war, wurde das Opfer hinabgelassen, der Mann auf dem Boden des Grabes stehend, festgehalten und rund um ihn Erde hinabgeschüttet, so daß er schließlich bis zum Halbe begraben war: es ragte über der Erde nur noch sein schöner stolzer Kopf hervor. Der Sultan befahl nun allen Leuten, sich zurückzuziehen, und indem er sich dem Unglücklichen näherte, der ihm das Leben gerettet, sagte er gelassen: „Das ist meine Gerechtigkeit, nun sollst Du auch meine Langmuth erproben und Deine Lohn haben.“ Er entfernte sich langsam, verdeckte sich hinter dem Gebüsch und beobachtete, was nun geschah.

halb also wollen wir nicht sagen; jener Mann, sondern: jener Kopf. Und jener Kopf war noch immer schön, tragisch schön, göttlich schön. Die Augen blickten neugierig und erschrocken drein. Die Lippen bebten, als wollten sie einen Schrei ausstoßen über ein Lächeln beudein; aber sie lächelten weder noch schrien sie; sie zitterten bloß.

Plötzlich öffneten sich die Thore des Palastes, die nach dem Garten führten, und heraus traten, phantastische Gruppen bildend, die Dalkisten des Sultans, die schönsten, die verführerischsten. Sie hatten den Befehl erhalten, sich in den Garten zu begeben, wo ein Mann sterben sollte, der ein großes Verbrechen begangen, den aber der Sultan, der unendlich mildeherzig, in seiner letzten Stunde durch die Küsse, Liebslungen und Thränen der schönsten seiner Frauen trösten lassen wollte; sein Zerkampf sollte süß und sanft sein. Und die herrlichen Frauen kamen heran, neugierig und furchtsam, vom silbernen Mond bestraht, unter dem tiefblauen Nachthimmel, zwischen den Blumenbeeten des Gartens. Dieser Chor himmlischer Gestalten näherte sich langsam, mit geheimnißvollem Füßeln dem gleichsam aus dem Boden sprossenden Kopfe, der die Augen immer weiter aufriß. Und sie küßten ihn auf die edle Stirn. Die schönsten dieser auerlesenen Frauen warfen sich auf die Erde nieder und umschlangen seinen Hals mit ihren Armen, so daß der Mann ein doppeltes Halsband fühlte: das der Erde, rauh, hart, brutal, das ihn von allen Seiten mit seinen harten Kieselstach und erdrückte, und das andere, das von den weichen, sanften, lauwarmen, wohlriechenden Frauenarmen gebildet wurde.

Und er machte riesige Anstrengungen, um sich aus seiner furchtbaren Lage zu befreien. Auf der Stirn Rüsse und Thränen, um seinen ganzen Körper, von dem Schultern bis zu den Füßen, ein stetgender grausamer Druck, der ihm den Athem benahm. Die Erde, wie ein unermeßliches Ungeheuer, schloß ihre Klauen, drückte sie zusammen, zermalme ihre Beute, verwandelte sie in ihren eigenen Stoff, in Erde.

Die Schar der himmlischen Frauen umschloß ihn küste und liebte, umso mit einem Kranz von Liebe und Mitleid einen Kopf. Oben strahlte der silberne Mond und aus dem blauen Abgrund des Himmels schauten die goldenen Augen der Sterne.

Auf einmal schredte ein Lachen des Sultans die Dalkisten auf und sie flohen erschreckt zurück in den Palast. Der Mann lag in den letzten Zügen. Seine brechenen Augen sahen noch jene himmlischen Gestalten zwischen Blumenbeete und Büsche sich verlieren. Bevor sie sich für immer schlössen, sahen sie den Sultan herankommen, und der Sterbende hörte den Wütherrich folgendes sprechen: „Mache nicht über Dein Loos, denn es gleicht dem Loos aller anderen Menschen: Der Leib steift in der Erde, die ihn verschlingt, um die Stinn flattern Ideale, Illusionen, Schönheitsgedanken, Träumen, Lächeln; man sieht den Himmel, aber so weit! ... Und die Ideale, die Liebe und die Schönheit fliehen und verschwinden während die Erde ihre Beute, so sehr sie sich auch wehrt, zurückfällt und sie in den Staub verwandelt.“

In einer Höhle verirrt.

Unweit von dem freundlichen Städtchen Varese liegt das von Ausflüglern viel besuchte Balgannathal, in welchem vor mehreren Jahren eine weit verzweigte Höhle entdeckt wurde. Vor einigen Tagen unternahm ein Pariser, Namens Lavier, der sich in Varese zur Sommerfrische aufhielt, einen Spaziergang und, da er die Höhle schon öfters besucht hatte, trat er mit einer Laterne, einem Kompass und einem Revolver ausgerüstet, auch diesmal ein und verfolgte einen unterirdischen Gang, der etwas weit nach aufwärts führte. Unglücklicherweise fiel die Laterne zu Boden, verlor sich augenblicklich, und in dem Bestreben, das Licht wieder anzuzünden, verlor Lavier seine Streichhölzer, so daß er nun im Dunkeln dalag, ohne den Weg nach der Außenwelt finden zu können. Er versuchte, mit den Händen tastend, vorwärts zu kommen, gelangte aber zu einem Abgrund, der ihm den Weitermarsch unmöglich machte. In seiner Verzweiflung gab er einige Schüsse mit dem Revolver ab, aber ohne gehört zu werden. So verbrachte er mehr als 24 Stunden in dieser schrecklichen Lage und war schon erschöpft, seinem Leben durch einen Schuß ein Ende zu bereiten, als er ein Geräusch und Stimmen von Menschen hörte. Er rief laut um Hilfe, und bald näherte sich ihm ein Mailänder Ingenieur, der mit zwei Bauernbüscheln die Höhle besuchte und den armen Franzosen aus seiner unangenehmen Situation befreite.

Verstörter Vorschlag.

Vater: „Ja, meine Tochter, Dein Beterber ist aber doch noch viel zu jung, warie doch noch einige Jahre, bis er älter und verständiger wird.“

Tochter: „Nun, dann heirathet er mich überhaupt nicht mehr!“